



Begegnungen mit der Türkei: Geschichte, Kultur, Politik

Fünf Jahrzehnte zwischen Bosphorus und Ararat

Wolfgang Günter Lerch

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Wolfgang Günter Lerch
Begegnungen mit der Türkei: Geschichte, Kultur, Politik

Wolfgang Günter Lerch

Begegnungen mit der Türkei: Geschichte, Kultur, Politik

Fünf Jahrzehnte zwischen Bosphorus und Ararat

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: *painted national flag of turkey on a brick wall*
© luzitanija – stock.adobe.com

ISBN 978-3-7329-0538-6

ISBN E-Book 978-3-7329-9461-8

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

*Dem Andenken meines
Friedberger Landsmannes
Professor Ernst Hirsch,
der die dunkelste Zeit
Deutschlands in der Türkei
überlebte.*

Inhaltsverzeichnis

Ein Wort zuvor	9
Die Ausfahrt eines ahnungslosen Reisenden	13
Der türkische Kosmos – eine Welt für sich	53
Von Lieblingsplätzen und Lieblingsdichtern	75
Anadolu: Land der Religionen und Kulturen	85
Ein neues Lebensgefühl: Autoren der türkischen Moderne	107
Laizisten, Aleviten, Bruderschaften	119
Das Heimweh der Griechen: Hagia Sophia	135
Der fernste Osten: Assyrer, Türken, Kurden	143
Volkes Stimme: Hoca Nasrettin und andere Satiriker	151
Zwischen Ararat und Kurdistan	159
Wiege der Zivilisationen	165
Stille Tage über dem Tigris	169
Von den Seldschuken zu den Osmanen	173
Von westlicher und türkischer Musik	193
Noch einmal Literatur: Orient oder Okzident?	205
Ankara – das spröde Zentrum der Nation	209
Ein Jurist und andere Deutsche	221
Ein Engländer und die Dichter der Osmanen	229
Die Kurden: das vergessene Volk	235

Vorhanden – aber schwach: die türkische Linke	243
Nochmals <i>hüzün</i> : der Dichter Orhan Veli	253
Dichter, Denker, Revolutionäre	257
Deutsche und Türken	261
Pamuk und Ingres: westöstliche Miszellen	269
Byzanz, Hellenismus, Türkentum	279
Von der Poesie der „dritten Sprache“	291
Die Rückkehr eines erfahrenen Reisenden	297
Eine eigentlich überflüssige Nachschrift	303
Daten zur byzantinisch-osmanisch-türkischen Geschichte	307

Ein Wort zuvor

Die Türkei ist die Passion meines Lebens. Zu keinem Land, meine Heimat Deutschland ausgenommen, habe ich so enge Beziehungen wie zu diesem Subkontinent, der sich von der Ägäis im Westen bis zu den ostanatolischen Bergketten und dem Ararat im Osten erstreckt. Gegenwärtig stellt sich das Land, politisch gesehen, nicht gerade im besten Zustand dar, nimmt die Autokratie eines Einzelnen und die Herrschaft seiner Partei schmerzliche, bedrohliche Formen an, die zu Recht massiv kritisiert werden; das Land ist historisch in eine Sackgasse geraten, die vielerorts schwer nachzuvollziehen ist, doch manches aussagt über die türkische Geschichte im vorigen, dem 20. Jahrhundert. Im Jahre 1923 schuf Mustafa Kemal Atatürk (1881–1938) die Republik, krepelte das politische System radikal um, verordnete der Bevölkerung eine kulturelle Wende nach Westen, die dem Säkularismus und Laizismus den Weg bahnte und die Türken aufforderte, innerhalb weniger Jahre das tausend Jahre gültige islamische Paradigma zu wechseln. In wenigen Jahren wird die Republik hundert Jahre alt. Wenn nichts radikal Unvorhersehbares geschieht, wird sich die Türkei unter den gegenwärtigen Herren als eine Republik präsentieren, in der der sunnitische Mehrheitsislam den kulturell-politischen Diskurs bestimmt. Für die Demokratie, vor allem jedoch den gesellschaftlichen Pluralismus lässt das nichts Gutes hoffen. Das ist Ergebnis eines „Anti-Atatürkismus“, der eine lange Geschichte hat und nicht nur mit dem Aufstieg der gegenwärtigen Machthaber verbunden ist. Er kann für nachdenkliche Geister ein Anlass sein, darüber nachzudenken, ob die Kräfte der Geschichte unbeschränkt gestaltbar sind oder doch auch eigenen Gesetzen gehorchen. Wir werden an geeigneter Stelle darauf zurückkommen. Bei aller berechtigten Kritik an der gegenwärtigen Führung des Landes muss man doch begreifen, dass es damit allein nicht getan ist. Die momentan herrschenden Kräfte sind nicht vom Himmel gefallen, sondern repräsentieren einen nach vielen Millionen zählenden Teil des türkischen Volkes. Der Kern dieser vielen Millionen steht für ein bestimmtes Milieu, das auch die türkische islamische Kultur tief geprägt hat. Nachdem die weltlich gesinnten Kemalisten 1923 die Republik gegründet und lange Zeit den politisch-kulturellen Diskurs bestimmt hatten, hatte mit Beginn der fünfziger Jahre eine Gegenbewegung eingesetzt, die der islamischen Religion – und zwar in ihrer sunnitisch-orthodoxen Form – wieder zu größerer Repräsentanz in Staat und Gesellschaft verhelfen wollte. Diese Teile

der Bevölkerung – etwa ein starkes Drittel – betrieben langsam und beharrlich ihre Emanzipation, bei der sie durch mancherlei Irrungen, Wirrungen, Skandale und Schwächen der Republik, auch durch wirtschaftliche Krisen und Eingriffe des Militärs gefördert wurden. Hinzu kam das Erstarken *islamischer Ideologien* (Islamismus) außerhalb der Türkei, das an der Türkei und ihrer muslimischen Bevölkerung nicht vorbeiging. Dieser in Rede stehende Teil der Bevölkerung bildete sich, studierte und wurde Träger einer islamischen „Gegenelite“ (Rainer Hermann), die seit der Jahrtausendwende den anderen Teil der Bevölkerung herausfordert. Im Westen hat man vor allem nicht verstanden, wie wichtig auch kulturelle Aspekte sind, um diese Entwicklung zu verstehen. Befangen in Daten und Fakten vornehmlich ökonomischer Natur vermochte man nicht zu begreifen, wie sehr und wie stark ein beträchtlicher Teil des türkischen Volkes die Rolle Kemal Atatürks zwar anerkennt und schätzt, nicht aber sein brachiales Vorgehen gegen die islamische Religion und die althergebrachte Kultur dieser Kreise, die man mit dem schillernden Begriff des „Osmanismus“ bezeichnet hat.

Erleichtert wurde dieser Prozess der Heraufkunft einer „Gegenelite“, die Jahrzehnte lang nichts zu sagen hatte, allenfalls als „Stimmvieh“ missbraucht wurde, gewiss auch durch die volatile Lage, in der sich die Türkei kulturell befindet. Davon handelt dieses Buch, das auf die politischen Ereignisse nur dann zurückgreift, wenn dies unabdingbar ist. Im Vordergrund steht jedoch eine Beschreibung verschiedener Aspekte der türkischen Kultur, die ebenso zum Zerreißen gespannt ist wie die gesamte Nation. Polarisierung allenthalben und die ungelöste Frage: Sind wir Westen, sind wir Osten? Diese Frage ist nur für jeweils jene Hälfte der Türken beantwortet, die die jeweils andere Hälfte ablehnt – ganz entschieden auf dem Felde der Politik. In der Kultur ist die Lage schwieriger. Doch ist es bezeichnend, dass die politische wie kulturelle Polarisierung sich bei den im Ausland, etwa in Deutschland lebenden Türken auf gleiche Weise bemerkbar macht. In Religion und Literatur, in Musik und Mystik, in Geschichte und Identitätssuche zeige ich im Folgenden Spaltung und Zerrissenheit der Türkei auf, welche die jüngere Geschichte des Landes grundieren. Dieser kulturellen Zerrissenheit entspricht auch die kaleidoskopartige Form des Buches, die auf den ersten Blick zusammenhanglos erscheinen mag.

Was sich in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten ereignet hat, ist nicht das Werk eines einzigen Mannes, und sei sein Wille zur Macht auch noch so stark ausgeprägt, oder auch nur der „Partei für Gerechtigkeit und Aufbau“ (AKP), sondern historisch „großflächigen“ politisch-kulturellen Verwerfungen der letzten hundert Jahre geschuldet. Nach der Auffassung des Autors ist nach dem Ende des Osmanischen Reiches zu tief, zu schnell und zu sehr „von oben herab“, spricht

autoritär, in die vielgestaltige und in Jahrhunderten gewachsene Kultur der Türken eingegriffen worden. Nun kehrt ein großer Teil der Vergangenheit zurück – ein Vorgang, der auch andernorts zu beobachten ist, etwa in Russland, wo die angestammte christlich-orthodoxe Kultur heute wieder Platz greift. Freilich muss man mit solcherlei Vergleichen vorsichtig sein, zumal die Säkularisierung und Entwicklung der Türkei mit dem menschenverachtenden Kommunismus sowjetischer Prägung nicht gleichgesetzt werden kann und darf.

Schon vor geraumer Zeit karikierte die britische Zeitschrift „The Economist“ den gegenwärtigen Machthaber in der Türkei auf ihrem Cover als neuen Sultan. Als Vorlage dafür nahm sie eine bekannte Darstellung von Sultan Selim III., der von 1789 bis zu seiner Absetzung, dann Ermordung im Jahre 1807 herrschte. Der Machthaber war darüber, wie man hörte „nicht amüsiert“, fühlte sich verunglimpft, auf die Schippe genommen. Doch seine Attitüde ist mittlerweile noch autokratischer geworden. Im Nachhinein tat man mit dieser Karikatur Selim III. sogar noch Unrecht, denn er war auf dem Thron ein an Reformen orientierter Mann, öffnete den Hof für westliche Einflüsse, besonders hin zur französischen Kultur und war selbst künstlerisch tätig. Er war musisch orientiert und komponierte. Insgesamt 48 Kompositionen für die osmanische Kunstmusik, die er hingebungsvoll pflegte, sind von seiner Hand überliefert.

Von Recep Tayyip Erdoğan weiß man nichts dergleichen.

Die Leser muss ich freilich um Geduld und Langmut dafür bitten, dass das erste Kapitel unverhältnismäßig lang geraten ist. Doch beschreibt es im Sinne einer allerersten, buchstäblichen *Er-Fahrung* das Bekannt-Werden des Autors mit einer Kultur und einem Land, die damals 99 Prozent der Deutschen unbekannt waren. Das erste Kapitel enthält deshalb auch Schilderungen von Erlebnissen, die mittlerweile vielen vertraut sind; und es bringt Fakten, die heute ebenfalls vielen bekannt sind, die im Zusammenhang mit dem Tourismus der letzten Jahrzehnte ebenfalls die Türkei besucht, ja sogar bereist haben.

Die Ausfahrt eines ahnungslosen Reisenden

Ich war zum ersten Mal im Jahre 1968 in der Türkei. Es war eine Reise, die mein Leben endgültig verändert hat. Es war eine jener Gruppenreisen, die damals noch in den Kinderschuhen steckten. Art und Ablauf waren mit heutigen Reisen kaum zu vergleichen. Der moderne Tourist steigt in das Flugzeug und ist innerhalb weniger Stunden in einer fernen, fremden Welt, die ihm dann in vielem gar nicht mehr so fern und fremd erscheint. Die Globalisierung hat manches abgeschliffen, was zuvor exotisch wirkte und auch war.

Damals, vor fünfzig Jahren, fuhren wir mit dem Bus. Es ging langsam voran. Und das Fremde wurde auch noch als fremd empfunden. Hinter Österreich begann der Balkan, damals vor allem repräsentiert durch das noch existierende Jugoslawien, in dem Serben, Kroaten, Slowenen, Montenegriner, Mazedonier, Albaner und muslimische Bosnier (Bosniaken) zusammenlebten, vielmehr nebeneinander. Je weiter wir nach Süden und Osten kamen, desto veränderter war die Welt. Erst unmerklich und zaghaft, dann immer deutlicher bemerkte man, dass hier einmal andere Herren geherrscht hatten: die Türken. In Belgrad besuchten wir den Kalemegdan, die historische Burg mit ihrem Konak. „Kale“, „megdan“ (meydan) und „konak“ – das sind türkische Wörter. Hier also betraten wir eine Welt, die vor noch nicht allzu langer Zeit türkisch, das heißt osmanisch gewesen, oder mindestens davon beeinflusst gewesen war. Auf Kalemegdan hatte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein ein türkischer Pascha gesessen.

Es ging weiter nach Bulgarien. In den Dörfern, durch die wir fuhren, standen weitgehend kleine, windschiefe Häuschen, recht ärmlich. Die Straßen und Wege holperten. Wir wurden durchgerüttelt und -geschüttelt. Dann in Sofia die erste große Moschee mit ihrem beeindruckenden, schlanken, typisch türkischen Minarett. Wie ein überdimensionaler Zahnstocher in den Himmel ragend. In der Nähe die orthodoxe Alexander-Newski-Kathedrale. Beide Gebäude Erinnerungen an ein fernes, vergangenes Reich, das osmanische, in dem zahlreiche Religionsgemeinschaften miteinander auskommen mussten und es lange Zeit auch konnten – bis die Pest eines „modernen“ Nationalismus dieser Situation ein Ende machte. Bis 1878 hatte Bulgarien den Osmanen gehört, und auch danach

hatte der Sultan noch zwei Dutzend Jahre eine Art Suzeränität über das Land ausgeübt.

An der türkisch-bulgarischen Grenze wurde streng und lange kontrolliert. Bulgarien gehörte zum kommunistischen Ostblock, die Türkei war seit 1952 Mitglied der Nato. Es herrschte der Kalte Krieg. Schließlich konnten wir die Grenze passieren, „Willkommen in der Türkischen Republik“ stand auf einem großen Schild zu lesen. Ich ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie umkämpft diese Region – Thrakien – einstmals gewesen war. In den Balkankriegen 1912/13. Es hätte nicht viel gefehlt, und die damalige Türkei wäre von europäischem Boden ganz verdrängt worden. Ein zweites Schild trug eine mir unverständliche Aufschrift in Türkisch und eine verständliche in Englisch: „Peace at home and peace in the world“. Unser Reiseleiter wies auf sie hin und sagte: „Dies war einer der wichtigsten Grundsätze Atatürks“.

Da war er zum ersten Mal, der Name „Atatürk“. Er kommt in der Türkei gleich nach dem Namen Gottes.

*

Wenig hinter der Grenze liegt Edirne, das frühere Adrianopel, die Stadt Kaiser Hadrians. Wir erlebten sie wie im Rausch. Vor fünfzig Jahren nahm man den Orient noch ganz anders wahr als heute, im Zeitalter der Pauschalreisen. Millionen und Abermillionen haben heute nicht nur die Türkei, sondern auch viele andere, vom Islam geprägte Länder zumindest insoweit kennengelernt, als ihnen Moscheen und Paläste, Hamams, Basare und Medresen nicht länger unbekannt sind. Doch damals kannte man so etwas allenfalls aus der Lektüre, als Deutscher vornehmlich aus den Romanen und Erzählungen von Karl May (1842–1912). Schon auf der Fahrt durch die balkanischen Länder hatte ich in manchen Dörfern bisweilen den Eindruck, in jedem Moment müsste eine Romanfigur wie der Mübarek oder die beiden Aladschis aus Mays „Schluchten des Balkans“ und „Im Land der Skipetaren“ um die Ecke biegen. Insoweit wenigstens schien sich das Klischee zu bestätigen. Doch Edirne – das war für uns dann der Orient pur.

Schon von weitem hatten uns die vier riesigen Minarette der Selim-Moschee begrüßt, dann wurden wir des gesamten Bauwerks ansichtig. So etwas hatten wir noch niemals gesehen. Die Kuppel dieses Meisterwerks von Sinan aus dem 16. Jahrhundert strahlte im hellen Glanz, ein Wunder gleich zu Anfang unserer Reise, dem Gehirn und den Visionen jenes „Dichters der Steine“ entsprungen, als den der moderne türkische Autor und Dichter Ahmet Hamdi Tanpınar (1901–1962) diesen osmanischen Architekten bezeichnet hat. Die „Selimiye“-Moschee

gilt nicht nur als eines der größten Meisterwerke der türkischen Moschee-Baukunst, sondern als Hauptwerk ihrer Art im gesamten islamischen Kulturbereich. Dem Kuppelbau geht jede Schwere ab, jedenfalls empfindet der Betrachter sie nicht. Er hat den Eindruck eines geradezu graziösen Bauwerks, dessen Kuppel, ja dessen ganzer Körper zu schweben scheint. Die Minarette sind extrem schlank und hoch.

Doch wie staunten wir erst, als wir das Innere des Baus betreten hatten. In Deutschland kannten wir das Innere von Moscheen, wenn überhaupt, aus relativ teuren Bildbänden, die man, wie das bei Bildbänden häufig der Fall ist, nur selten zur Hand nahm. Nun standen wir leibhaftig vor einem Mihrab, einer Gebetsnische, wie sie jede Moschee hat, um die Richtung nach Mekka anzuzeigen, die Kibla. Bunte, kostbare Teppiche bedeckten den Boden. Neben dem Mihrab stand die Kanzel, der Minber. Lampen hingen von der Decke – das war alles. Ich war beeindruckt von der Schmucklosigkeit der Moschee, von ihren glasklaren Formen, die dennoch nicht kalt wirkten, nicht in die Seele schnitten, sondern dank der Farbigkeit des Dekors angenehme, freundliche, geradezu bergende Empfindungen und Gefühle freisetzen. Auch hier, im Inneren, wirkte der Bau entgegen seinen Dimensionen fast schwerelos. Erst später begriff ich, wie sehr die islamische Kunst die Materie, aus der alles geschaffen ist, vergeistigt, gleichzeitig aber auch den Geist materialisiert. Die Schöpfung ist, mit all ihren Geschöpfen, getragen von einer Ganzheitlichkeit allen Seins (vahdet-i vücud), der Mensch eine Einheit von Geist-Materie. Dass heute die Fundamentalisten wieder gegen diese Ansichten wüten und das Materielle am Menschen, insbesondere seine Sinnlichkeit, in einer Weise denunzieren und tabuisieren, wie lange nicht mehr, entspricht nicht der ursprünglichen Intention dieser Religion.

Die Stadt Edirne ist ein reines Wunder. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Frühere Reisende, die sich zu Pferd oder in einem von Pferden gezogenen Wagen der Stadt näherten, waren von ihrem Anblick bezaubert; in der Stadt selbst waren sie dann ziemlich enttäuscht wegen der windschiefen Holzhäuser und den staubigen, oft kotigen Straßen, die man aus der Ferne nicht gesehen hatte. Das ist heute nicht mehr so. Wir bewunderten die mit Läden und Garböden gespickten Straßen der Stadt und den großartigen Blick auf Edirne und die alles krönende Selimiye von einem der Minarette der Üç Şerefeli-Moschee. Sie ist älter als die Selimiye, wie die Stadt Edirne überhaupt ja in den frühen Perioden der osmanischen Geschichte, im 14. Und 15. Jahrhundert ihre größte Bedeutung erlangte.

Edirne war seit 1365 die zweite Hauptstadt der Osmanen, nachdem deren Truppen unter Orhan Gazi, dem zweiten Sultan nach Gründung des Reiches,

schon von Kleinasien auf das europäische Festland übersetzt hatten. Seit 1326 war das kleinasiatische Bursa, das antike Prussa, unterhalb des Bythinischen Olympos gelegen, ihre Hauptstadt gewesen. Adrianopel wurde prachtvoll ausgebaut, mit Palästen, Medresen, Bädern, Brunnen und Märkten. Und bis zum schicksalsträchtigen Jahr 1453, als den Osmanen die Eroberung des byzantinischen Konstantinopel gelang, war Edirne Zentrum ihres Reiches auf dem Balkan. 1389 wurde ein Schicksalsjahr für Osmanen wie für die Balkan-Völker. Sultan Murad I. siegte auf dem Amselfeld, dem Kosovo Polje. Hatte die erste Hauptstadt auf asiatischem Territorium gelegen, so die zweite auf europäischem. Die dritte und letzte schließlich, Konstantinopel, lag dann in der Mitte: ein Teil in Europa, der andere in Asien. Nichts ist aussagekräftiger für die gesamte Türkei, ihre Geschichte und Kultur, als diese Zwischenlage, denn die Positionierung auf zwei Kontinenten ist für sie ein Schicksal. Wir werden darauf zurückkommen.

Doch wir sind noch immer in Edirne. Von der Üç Şerefeli-Moschee aus hat man einen grandiosen Blick über die gesamte Stadt, die mich im Nachhinein, mit der Kenntnis von Jahrzehnten, anmutet wie ein Konstantinopel/Istanbul im Kleinen. Aus einer thrakisch-griechischen Siedlung wurde eine römische Stadt, welcher der Kaiser Hadrian, ein großer Bauherr vor dem Herrn, seine Aufmerksamkeit widmete. So geschah es auch mit Konstantinopel, das zunächst griechisch war, dann römisch wurde, genauer: oströmisch. Dann wurde Hadrianopolis von den Osmanen erobert, wie Konstantinopel hundert Jahre später. Interessant ist, dass beide Städte in turkisierte Form ihren Namen behielten, denn Edirne oder Erdrene ist ja nichts anderes als Adrian(opel), der türkischen Zunge angepasst, so wie es auch mit Konstantino(polis) geschah, das zu Qostantiniye wurde.

Die Umgebung von Edirne ist Bauernland. Weithin dehnen sich die Felder. Bekannt ist die Region auch für ihre Sonnenblumen, die auf Türkisch Mondblumen heißen: Ayçiçekler. Zwischen Lüleburgaz und Çorlu nimmt man im Wesentlichen die Farbe Gelb wahr. Doch auch der Anbau von Tabak hat in Thrakien eine lange Tradition. In Lüleburgaz machten wir damals ebenfalls Halt. Hier wähten wir uns vollends im Orient, denn diese Kleinstadt machte selbst auf ihrer Hauptstraße längst nicht so viel her wie Edirne. Lüleburgaz war bekannt dafür, dass man in seinen Mauern Pfeifen und Pfeifenköpfe hergestellt hatte. In osmanischer Zeit war das Rauchen der langhalsigen Pfeife, des Tschibuks, beliebt und entsprechend verbreitet. Vor allem in den Kaffeehäusern, die eigentlich Teehäuser waren. Man nahm dort den Tschibuk in Empfang und steckte sein eigenes Mundstück darauf, das man immer mit sich führte. Das war appetitlicher.

In Çorlu begannen wir zu spüren, dass Istanbul nahe war; der Verkehr nahm zu. Auch die Bebauung. Wir passierten Çatalca, von dem ich in jenen Tagen nicht

wusste, wie umkämpft es einmal gewesen war, während der beiden Balkankriege, die für die Osmanen so etwas waren wie das Vorspiel zum Ersten Weltkrieg, in dem sie dann ihres Reiches endgültig verlustig gingen. Dann kamen zwei Orte mit unaussprechlichen Namen: Büyükçekmece und Küçükçekmece, schließlich die Stadt aller Städte: Konstantinopolis, Qostantiniye, Istanbul, das Zweite Rom und Darüssaadet – das Tor zur Glückseligkeit, wie es in der dem Türkischen eigentümlichen Art, arabische Wörter auszusprechen, heißt. Es war die erste türkische Etappe unserer Reise, und doch hatten wir den Eindruck, als wären wir schon am Ziel. Vorbei am Flughafen, der damals noch der einzige war und Istanbul-Florya Yeşilköy hieß, vorbei an Ataköy und seinen Neubauten passierten wir die Festung der Sieben Türme, Yedikule. Dann überwältigte uns der Anblick von noch nie Gesehenem: weit geschwungene Kuppeln, hochragende Minarette, die blauen Wasser des Marmara-Meereres und des Bosporus, der freilich noch von keiner Brücke überspannt war. Zwar waren wir noch immer auf europäischem Boden, aber war dies nicht Orient in nuce?

*

Viele Male ist die Stadt beschrieben worden, begeistert, in den glühendsten Farben, durch Jahrhunderte hindurch. Ob David Urquhart oder Edmondo de Amicis, ob Pierre Loti oder Alfred Kerr, ob Ahmet Hamdi Tanpinar oder Orhan Pamuk, John Freely oder Bedri Rahmi Eyüboğlu – sie alle waren gepackt von großer Geschichte und Architektur, von einer theatralischen Natur zwischen zwei Meeren, von all den landschaftlichen Schönheiten zwischen Kilyos-Beach und den Dardanellen, die seit Jahrhunderten die Stadt bewachen wie die beiden Festungen Kilitülbahir und Seddülbahir den Hellespont, die Dardanellen.

Wollte man kontrazyklisch verfahren, so könnte man zur Abwechslung einmal ganz anders vorgehen bei der Schilderung Istanbuls: ein unübersehbares, chaotisches Häusermeer, Millionen von Menschen, Armenviertel an der Peripherie, eine Stadt, die im Müll ertrinkt und dem Verkehrskollaps nahe ist, zahllose Behausungen, die ohne Genehmigung errichtet worden sind, in ausgetrockneten Bachläufen, unebene Straßen, in denen sich bei jedem stärkeren Regen große Pfützen bilden, schadhafte Bürgersteige und eine Luft, die manches Mal zum Schneiden ist. Dazu ist die Stadt noch führend in der Statistik der Morde und anderer schwerer Verbrechen. Und alle warten auf das große Beben. Denn wie ganz Kleinasien, so ist auch die Region um Istanbul eines der unterirdisch unruhigsten Gebiete unserer Erde.

Nichts davon ist falsch, auch so könnte man Istanbul beschreiben. Doch man tut es nicht. Selbst die größten Realisten und Pessimisten unter den Schriftstellern, inländische wie ausländische, geraten ins Schwärmen, wenn sie die Perle am Bosphorus erleben und diese ihre Erlebnisse in Worte fassen sollen. Ja, ein alter osmanischer Hofpoet nannte die Stadt einmal in einem seiner Verse einen „Vorgesmack aufs Paradies“. Er wusste, wovon er sprach.

Wir waren schon von der fremdartigen Silhouette hingerissen. Ein mittelgroßer, älterer Türke nahm uns in Empfang. Er hieß Selahattin, auf Deutsch Saladin, und wir nannten ihn, seiner feisten Figur wegen, schon bald „Saladin der Umfangreiche“. Das nahm er uns nicht einmal übel; im Gegenteil: Er nahm seinen Spitznamen auf und kokettierte selber damit. In den nächsten Tagen folgten wir seinen Schritten und hingen buchstäblich an seinen Lippen.

Das Fremdartigste, niemals zuvor Gehörte war der Gebetsruf des Muezzins, der Ezan, der fünf Mal am Tag von den Minaretten erschallte. Schon damals war er durch moderne Technik verstärkt, damit aber umso lauter und eindrücklicher. Saladin, obwohl natürlich Muslim, mochte das gar nicht. Er wohne neben einer Moschee, wolle aber demnächst umziehen – in eine Straße, in welcher der Ezan gar nicht mehr oder jedenfalls leiser zu hören sei. Lasse sich ein Gebetsrufer einmal persönlich auf einem der Umgänge auf dem Minarett blicken, so zeige er ihm ungeniert die Raki-Flasche. Alle lachten.

Saladin der Umfangreiche war kein glühender Anhänger des Propheten. Sein Idol war Atatürk. Trotzdem gab er sein Bestes, auch der alten, der osmanischen Geschichte gerecht zu werden. Denn stolz darauf, auf die Größe der Osmanen, ist man am Ende doch. Wir lernten Istanbul damals freilich nur recht oberflächlich kennen, als typische Touristen eben, die die Hagia Sophia und die Blaue Moschee bestaunten, den Topkapi Serail, den Großen, den Bedeckten Basar und einige andere Sehenswürdigkeiten, die normalerweise auf der Liste der fremden Besucher stehen. Allerdings war dies beeindruckend genug. Noch nicht einmal von Bildbänden kannten wir alle diese Baulichkeiten. Mit der Fähre ging es von Kabataş hinüber nach Üsküdar, wo wir wegen des kurzen Aufenthaltes auch nur flüchtige Eindrücke gewannen. Moscheen Sinans gibt es auch dort. Auch eine Bosphorus-Fahrt, die ich als besonders gemächlich und erholsam empfand, folgte; es ging bis nach Kilyos, wo wir die Beine in das Wasser des Schwarzen Meeres hingen. Doch schon damals – und es war Sommer – war Kilyos-Beach überfüllt, obzwar nicht mit Touristen.

Das Ambiente am Bosphorus, wie man heute vielleicht sagen würde, war märchenhaft. Die Ufer waren längst nicht so verbaut wie heute. Einige vermögende Leute hatten begonnen, alte Yalis, Sommerhäuser aus der Osmanen-Zeit, zu

restaurieren. Diese meistens aus Holz errichteten Zweitwohnsitze der Vermögenden am Wasser waren lange vernachlässigt worden, denn das Land hatte andere Probleme. Nun begann man sich wieder, und sei es aus purer Nostalgie, dieses überkommenen Erbes zu erinnern und es zu pflegen.

Saladin der Umfangreiche, obwohl selbst ein eher lauer Gläubiger, führte uns Giauren in die wichtigsten Riten und Vorstellungen des Islam ein. Nur so konnte man ja verstehen, was die Menschen in den Moscheen taten, was sie bewegte, oder was der Muezzin mit seiner melancholisch-sehnsüchtigen Stimme intonierte: „Gott ist am größten (oder größer), es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter. Herbei zum Gebet, herbei zum Heil. Gott ist am größten!“ Kann man ermessen, was es für Menschen bedeutet, seit Jahrhunderten fünf Mal am Tag diese Botschaft laut zu vernehmen? Kann man nachempfinden, wie sie das konditioniert, wie das sogar ihr Unterbewusstsein prägt?

Vom Islam wusste ich nur wenig, die anderen wahrscheinlich gar nichts.

Ins Staunen gerieten wir im Topkapi-Palast. Diese Ansammlung von relativ kleinen, kaum pompösen Gebäuden und kleineren Pavillons, in lockerer Reihe über das umfangreiche Gelände der antiken, griechischen Akropolis verstreut, erinnerte so gar nicht an Schlösser und Paläste, wie wir sie von unseren europäischen Herrschern gewohnt sind. Die Jahrhunderte haben an diesem Serail gebaut, mit dessen Errichtung schon Mehmet Fatih („Mehmet der Eroberer“, 1432–81) begonnen hatte, nachdem Konstantinopel im Jahre 1453 in seine Hände gefallen war. Umgeben ist der/das Serail von jenem Gülhane Park, der selbst Geschichte gemacht hat: Im Jahre 1839, als die Sultane immer mehr davon überzeugt waren, dass ihr Land reformiert werden müsse, kam es zum Erlass von Gülhane, dem Hatt-i şerif. Es war das erste der beiden Reform-Edikte, angeregt von dem Großwesir Mustafa Reşit Pascha (1800–1858) und unterzeichnet von dem blutjungen Sultan Abdülmecit (1823–1861), der in eben diesem geschichtsträchtigen Jahr den Thron der Osmanen bestiegen hatte. Der zweite Erlass trug dann den Namen „Erhabenes Sendschreiben“ (Hatt-i hümayun) und kam 1856 heraus, ebenfalls noch unter Abdülmecit, der als der eigentliche Herrscher jener Tanzimât-Epoche gelten kann, das heißt der Ära der „wohlwollenden Neuordnungen“. Abdülmecit, lungenkrank, gutwillig und ziemlich begabt, darüber hinaus aber auch der Trunksucht zugeneigt, starb 1861 in jungen Jahren und wurde von Abdülaziz (1830–1876) abgelöst.

Die Topographie des Topkapi spiegelt auf eindrückliche Weise die hierarchischen Strukturen des Osmanenreiches wider. Das gesamte, umfangreiche Gelände ist in drei, respektive vier Höfe eingeteilt. Der erste Hof war für die Allgemeinheit noch zugänglich, sofern die Wächter Einlass gewährten. Der zwei-

te Hof schließlich war nur Privilegierten erlaubt, in der Regel den Gesandten fremder Länder, die bis in das Arz Odasi gelassen wurden, jene Räumlichkeit, in welcher man Botschaften oder Wünsche an den Sultan herantragen konnte. An dieser Stelle war sogar für die Gesandten fremder Länder Schluss. Der dritte Hof sowie ein kleiner Bezirk innerhalb dieses dritten, manches Mal als vierter Hof bezeichnet, waren allein der Familie des Padischah und der engeren Dienerschaft im Enderun, wie man den Harem auch nannte, vorbehalten. Insgesamt waren es Tausende, die in diesem Palast-Bezirk lebten oder wenigstens arbeiteten, allein tausend Köche sollen für das leibliche Wohl des Sultans und Schatten Gottes auf Erden sowie seiner Entourage tätig gewesen sein.

Leider konnten wir auf dieser ersten Reise den Harem nicht betreten. Der Zahn der Zeit hatte diesem Tabu-Bezirk (denn nichts anderes heißt das arabisch-türkische Wort „harem“) so zugesetzt, dass eine Restaurierung notwendig geworden war. So mussten wir uns damit begnügen, dass unser aus Polen stammender Reiseleiter, mit dem wir später immer wieder einmal persönlichen Kontakt hatten und reisten, aus Büchern darüber referierte. Später war ich einige Male im Harem, es wird noch darüber zu berichten sein.

Das sechs Jahrhunderte bestehende Osmanische Reich war eine Meritokratie. Verdienste gingen vor Herkunft, vor allem in jenen Zeiten, da das Imperium gefestigt war. Der Einfluss des türkischen „Adels“ (einen Blutadel gab es nicht) schwand zwar nicht zur Gänze, trat jedoch in den Hintergrund. Wer tüchtig war, konnte vom einfachen Händler oder Kaufmann zum Großwesir des Reiches aufsteigen. Ethnische Herkunft spielte kaum eine Rolle, und so wurden Griechen, Albaner, Bosniaken, Araber oder Kaukasier in höchste Stellungen berufen. Wenn sie Muslime waren, gab es ohnehin kein Problem; waren sie Christen, so mussten sie allerdings zum Islam konvertieren. Die glänzendste Karriere machte Ibrahim Pascha (1493–1536), dreizehn Jahre lang Großwesir unter Süleyman dem Prächtigen – bis zu seiner Hinrichtung. Der Nachteil der Meritokratie war nämlich, dass man so schnell stürzen konnte, wie man aufgestiegen war. Der Grieche Ibrahim Pascha, aus dem griechischen Epiros stammend und ein enger Freund des Sultans, fiel Verleumdungen und Intrigen von Roxelane zum Opfer, der Herzensgeliebten von Sultan Süleyman. Natürlich nahmen wir den Palast Ibrahim Paschas, der direkt am Hippodrom liegt, zur Kenntnis, er beherbergt seit vielen Jahren das sehenswerte Museum für islamische Kunst, in dem man unbedingt gewesen sein sollte. Die Geschichte mit Roxelane, Süleyman und Ibrahim Pascha ist übrigens in zahlreichen Romanen und Filmen immer wieder nacherzählt worden, mit teilweise etwas anderen Akzenten.

Das häufig verwendete Mittel der Hinrichtung war die seidene Schnur, mit ihr wurden all jene erwürgt, die nach Ansicht des Herrschers versagt hatten. Hier war der bekannteste Fall derjenige Kara Mustafa Paschas (geb. 1634), auf den nach seiner Niederlage 1683 vor Wien in Belgrad die seidene Schnur wartete. Zwar hatten seine Truppen die ersten Vorwerke der Kaiserstadt schon erobert, doch kam der Polenkönig Jan Sobieski (1629–1696), wie man weiß, mit einem Entsatz-Heer, das die überraschten Osmanen am Ende in die Flucht schlug. Sie rückten nicht ab, sondern verließen fluchtartig den Schauplatz der Geschichte. Kara Mustafas Fehler war gewesen, dass er zu viel Zeit für die Eroberung gebraucht hatte und sich verspekulierte, als er von einem sich nähernden Heer der Christen hörte.

Ursprünglich christlich war wohl auch die albanische Familie der Köprülü, die nach ihrem Übertritt zur herrschenden Religion mehrere fähige Wesire stellte und dem Reich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einer neuen, freilich nur kurzen Blüte verhalf. Wer immer als Kulturmensch in die Türkei reist, wird dort mit dem System der sogenannten *devşirme* oder „Knabenlese“ bekannt gemacht. Christliche Familien mussten wenigstens einen Knaben an den osmanischen Herrscher abgeben. Nach ihrer Zwangsislamisierung wurden sie zu Höflingen oder Soldaten ausgebildet und zu treuen, ja eifrigen bis fanatischen Kämpfern für das Reich und den Padischah. Vor allem die Elitetruppe der Janitscharen (*yeni çeri*, Neue Truppe) bestand aus Männern, die aus der Knabenlese hervorgegangen waren. Aus heutiger Sicht war dies eine unmenschliche Praxis. Andererseits lag die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ in jenen Tagen noch in weiter Ferne, und manche Familien sahen in der Knabenlese sogar einen Weg, einem ihrer Söhne und damit auch der Familie zu Aufstieg und Wohlergehen zu verhelfen. So diente man bisweilen dem Sultan den Ältesten der Söhne geradezu an. Und es gereichte der entsprechenden Provinz, aus welcher der Höfling kam, nicht allein zur Ehre, sondern es mehrte auch ihren Wohlstand.

Saladin der Umfangreiche zeigte uns die wichtigsten Höhepunkte des islamischen Istanbul. Zum Beispiel die – ebenfalls von Sinan errichtete – Moschee Süleymans des Prächtigen (regierte 1520–1566), deren charakteristische Bauweise sie in der Silhouette der Stadt sofort kenntlich macht. Unter der Blauen Moschee, der barock verspielten Nuru Osmaniye, der Fatih-Moschee und der Selim-Moschee sticht sie heraus. Obwohl unser Führer, wie schon gesagt, kein beflissener Anhänger des Propheten war, schüttete er natürlich das reiche Füllhorn seines Wissens über uns aus, und es war doch, bei aller Distanz, die er zu den Frommen offenkundig hatte, zu spüren, dass er stolz auf seine Kultur war. Und dies trotz (oder vielleicht wegen?) der Atatürkschen Reform, die im Grunde mehr einer radikalen Kultur-Revolution gleichkam.

Freilich trafen wir vor allem im europäischen Teil Istanbuls auf Schritt und Tritt auf das vorislamische, griechische und byzantinische Erbe der Stadt. Viele der Moscheen waren zuvor Kirchen, etwa die Kirche des heiligen Sergius und Bacchus, die heutigen Tags unter dem türkischen Namen Küçük Ayasofya, Kleine Hagia Sophia, angestaunt werden kann. Vor allem natürlich die Hagia Sophia selbst, die einmal, von Kaiser Justinian (482–565) im 6. nachchristlichen Jahrhundert erbaut, die größte Kirche der Christenheit gewesen ist. Seit der Eroberung durch den Islam ragen vier Minarette an ihrer Seite in die Höhe, und dennoch erkennt man auf den ersten Blick, dass dies einmal eine Kirche war. Ihr Inneres bietet ein überwältigendes Raumerlebnis. Die riesige Kuppel scheint, wie das schon bei der Selimiye in Edirne der Fall war, zu schweben, sie hat all ihre steinerne Schwere verloren. Vollkommener kann man mit einem Bauwerk nicht an die Vorstellung von der Transzendenz rühren; und es ist natürlich kein Zufall, dass auch der geniale Architekt (Mimar) Sinan sich auf dem Höhepunkt der osmanischen Kultur und Geschichte die Kuppel der Hagia Sophia als Vorbild nahm.

Wir schlenderten über das Hippodrom mit seinen beiden Obelisken und der Schlangensäule aus Delphi. Hier, gerade auch in Byzanz oder Ost-Rom, gab es Brot und Spiele, *panem et circenses*, wie im Circus Maximus zu Rom. Und die Stimmung im Hippodrom, unter den jeweiligen, miteinander rivalisierenden Parteien, „Sportvereinen“ sozusagen, war ein sensibler Gradmesser und Seismograph für die politischen und religiösen Verhältnisse im ganzen Reich, die nicht voneinander zu trennen waren. Auch daran knüpften die Osmanen an, denn unter ihrer Herrschaft blieb der At Meydan – so die wörtliche Übersetzung von Hippodrom ins Türkische – ein Ort für Volksbelustigungen und Reiterspiele. Die Sultane feierten hier auch mit dem Volk zusammen das Fastenbrechen am Ende des Ramadans oder familiäre Großereignisse wie Hochzeiten der Prinzen und Prinzessinnen.

Wir flanierten über den Divan-Yolu, die große Magistrale Istanbuls, über die man alsbald den Großen Basar und die imposante Beyazit-Moschee erreicht. Sie setzt sich fort in der Yeniceriler Caddesi, der Straße der Janitscharen. Zuvor passierten wir die Verbrannte Säule, auf der in alten Zeiten eine Statue Kaiser Konstantins gestanden hat, des zweiten Gründers der Stadt. Die Beyazit-Moschee, der Buch-Basar, das gesamte Areal des Bedeckten Basars atmen eine nostalgische, historische Atmosphäre, mischen antike mit späteren und auch modernen Bildern. Der Campus der Istanbul Üniversitesi, auf das 19. Jahrhundert zurückgehend, der Valens-Aquädukt und vieles andere mehr. Bis zur Stadtmauer reiht sich Moschee an Moschee, wie ich heute überhaupt, nach vielen Reisen im

Orient, das Gefühl habe, kein vom Islam geprägtes Land habe so viele Moscheen wie die Türkei, Und es werden immer mehr. Erst unlängst entstand, unter Präsident Erdoğan, auf der asiatischen Seite in Çamlıca die größte Moschee der Türkei.

Mit unserem Führer besuchten wir die moderne Stadt, die Stadt der Ausländer. Dort, wo früher die Botschaften lagen (heute sind es General-Konsulate), wo Genueser und Venezianer, Leute aus Pisa und Amalfi, Griechen und Armenier, Italiener und Levantiner ihre Kontore und Läden hatten, herrschte internationales Leben. Das überraschte uns bis dahin kenntnislose Menschen aus Mitteleuropa. Die Stadt sah hier so anders aus als drüben, auf der anderen Seite des Goldenen Horns, das nicht – auch dies lernten wir nun – identisch ist mit dem Bosphorus. Auch Beyoğlu und die daran anschließenden Stadtteile liegen noch auf europäischem Boden. Über die berühmte Galata-Brücke (es war noch die alte, 1912 von Deutschen gebaute) gelangten wir hinüber in diese Stadtteile. Das Goldene Horn ist ein etwa acht Kilometer langer Meeresarm, der Alt-Istanbul von Beyoğlu und den übrigen europäischen Stadtteilen trennt, der Bosphorus hingegen verbindet das Marmara-Meer mit dem Schwarzen Meer und teilt Europa und Asien. So vertraut waren wir mit der Topographie der Stadt bis dato nicht gewesen.

*

In Weimar lernte ich vierzig Jahre später Petros Markaris kennen. Er ist einer der führenden Schriftsteller Griechenlands, zudem einer der insgesamt elf griechischen Übersetzer des „Faust“ in seine Muttersprache. Als Autor hatte er sich auf Kriminalromane konzentriert, sein Detektiv Kostas Charitos ist in Griechenland so populär wie Hercule Poirot und Maigret bei uns. Markaris spricht und schreibt perfekt Deutsch, doch er kann auch Türkisch. Beim Frühstück im Hotel sprachen wir Türkisch miteinander.

Woher kann er das? Markaris ist 1937 in Istanbul geboren, sein Vater war Armenier, die Mutter Griechin. Griechisch war somit in einem ganz konkreten Sinn seine Muttersprache. Er wuchs als Mitglied der griechischen Gemeinde auf. Täglich fuhr er von einer der Prinzeninseln mit der Fähre nach Galata (Karaköy) und Pera (Beyoğlu), weil er dort das Österreichische Gymnasium besuchte. Dort erwarb er sein leicht südlich gefärbtes Deutsch, wie auch später beim Studium in München. Die bayerisch-österreichischen Anklänge sind nicht zu überhören.

„Ich war in Pera von den Lauten der unterschiedlichsten Sprachen umgeben“, sagte er zu mir. „Türkisch, Griechisch, Armenisch, Italienisch, Russisch, auch

Spaniolisch, die Sprache der Istanbuler Juden, waren da zu hören. Es war für mich das Natürlichste auf der Welt.“

Als Markaris in Istanbul aufwuchs, hatte das letzte Pogrom gegen die Griechen noch nicht stattgefunden. Das geschah erst 1955, als sich die Verhältnisse auf der Insel Zypern wieder krisenhaft zuspitzten, woraufhin die letzten Reste der griechischen Gemeinde die Stadt und die Türkei verließen. Was Markaris mit seinen Worten mir gegenüber andeuten wollte war die Multikulturalität, die er in seiner Jugend in der Stadt am Bosphorus noch erlebt hatte. Sie war schon weniger verbreitet als in spätosmanischer Zeit, aber überall noch spürbar. Am Ende des Osmanischen Reiches lebten noch zwanzig Prozent Christen in der osmanischen Türkei, heute ist deren Zahl zu vernachlässigen. Eine Zählung in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte ergeben, dass im damaligen Konstantinopel mehr *gayrimüslim*, Nichtmuslime, als Muslime lebten. Und dies in der Hauptstadt des islamischen Weltreiches!

Wie ist die Situation heute am Bosphorus? Eine Stadt mit fünfzehn, wenn nicht mehr Millionen Einwohnern und modernen, globalisierten Strukturen kann nicht völlig ihrer kulturellen Vielfalt verlustig gehen. Doch der augenblicklich unter Recep Tayyip Erdoğan herrschende Trend, die Gesellschaft dem Diktat eines orthodox ausgelegten sunnitischen Islam zu unterwerfen, alle anderen Strömungen und Meinungen als feindselig abzustempeln und somit den vor allem säkular begründeten Pluralismus im Namen der eigenen Klientel immer mehr einzuschränken, geht auch an Istanbul nicht ohne Spuren vorbei. Vor allem die Künstler wissen davon ein Lied zu singen. Eine unselige Polarisierung hat das Türkenvolk erfasst, und jene Zeiten einer großen kulturellen Vielfalt, die auch in ethnischer oder religiöser Eigenart gründete und deren Reste Petros Markaris noch erlebte, sind einstweilen weitgehend vorbei.

Einem Mann wie Markaris, der lange nicht mehr am Bosphorus lebt, bereitet dieses Wissen über kulturelle Verluste große Schmerzen, obwohl er natürlich weiß, dass auch die früheren Verhältnisse von idealen Vorstellungen weit entfernt waren. Der türkische Autor Mario Levi (geb. 1957), Abkömmling von spaniolischen Istanbuler Juden, betrachtet in seinen großen Zeit- und Gesellschafts-Romanen den Verlust dieses schöpferischen Klimas mit nostalgischer Wehmut, wie auch der Lyriker İlhan Berk (1918–2008), der in seiner Dichtung das alte Galata und Pera wieder auferstehen lässt. Das alte Viertel um den Galata-Turm, Kuledibi, hat sich zwar noch den Charakter eines Künstlerviertels bewahrt; hier leben Menschen, und beileibe nicht nur Türken, die alternative Lebensstile ausprobieren. Doch für sie und ihre Auffassung hat der momentan herrschende Strom einer dezidiert islamischen Bewegung keinerlei Sinn oder

gar Verständnis. Das intellektuelle Leben ist ziemlich einseitig geworden, und es ist kein Zufall, dass seit einigen Jahren viele der besten türkischen Autoren wieder einmal im Ausland leben, in Europa und Amerika. Das hat Tradition, wenn auch eine unselige.

*

Im Jahre 1968 also setzten wir unsere Fahrt in Richtung Kleinasien fort. Der Bus musste noch die Fähre nehmen, denn noch keine der Brücken, die heute den Bosphorus überspannen, existierte damals. Nun waren wir endlich auf asiatischem Boden. Adapazari und Iznik, das alte Nicaea, waren die nächsten Stationen. Dann ging es stets nach Südosten. In den Bergen des Bolu trauten wir unseren Augen nicht, denn dort sah es beinahe aus wie im Schwarzwald; das angeblich so kahle Anatolien, Anadolu, das Land des Sonnenaufgangs, entpuppte sich als üppig grüner Landstrich. Der Führer wusste zu berichten, dass dies mit dem relativ häufigen Regen im Norden, an der Südküste des Schwarzen Meeres, zusammenhänge. Manche der Häuser in den umliegenden Dörfern waren aus Holz erbaut – auch das erinnerte an den Schwarzwald. Verstreute hölzerne Hütten, Heuschuber und ähnliches, vervollständigten diesen Eindruck.

Schließlich erreichten wir die anatolische Hoch-Ebene, auf der sich Ankara erstreckt, die Hauptstadt der republikanischen Türkei. Von ihr hatten wir keinerlei konkrete Vorstellungen, denn in Büchern über die Türkei waren zwar zahlreiche Fotos von Istanbul zu sehen, ganz selten jedoch eines von Ankara. Auf dem alten Atlas meiner Mutter, der aus den zwanziger Jahren stammte, war Ankara als „Ancyra“ oder auch „Angora“ verzeichnet, das heißt mit seinem antiken Namen. Angora-Wolle und Angora-Kater – dies war alles, was man wusste. Und natürlich, dass Kemal Atatürk Ankara ganz bewusst zur Hauptstadt proklamiert hatte. Als erstes fiel uns auf, dass Ankara zwar Moscheen hatte, aber nicht eine von der Größe und Erhabenheit der Istanbuler Bethäuser. Das konnte auch gar nicht anders sein, denn bis vor kurzem, wenn man in historischen Zeitläuften denkt, war Ankara eine nichtssagende Provinzstadt gewesen, die zu Zeiten, da der Gründer der Republik sie zur Kapitale machte, gerade einmal 25 000 Einwohner hatte. Welch kühnes Unterfangen! Ein größerer Gegensatz zwischen dem paradiesisch an vielen Wassern gelegenen Istanbul und dem in eine grau-gelbe, nur durch gelegentliches Grün unterbrochene, trockene Steppe dahin gestreckten Ankara ist kaum vorstellbar.

Als geschichtlichen Kern der Stadt erfuhren wir die Kale, die alte Burg Ankaras, in deren Schatten sich kleine Häuser duckten, dazu zwei oder drei alte

Moscheen, deren Ursprünge noch an die Seldschukenzeit erinnern. Höhepunkt ist indes die Haci Bayram Moschee, bei der sich das *Monumentum Ancyranum* befindet, Aufzeichnungen über die Taten des Kaisers Augustus. Von ihnen hatte ich in der Schule gehört, nun stand ich direkt davor. Und es wurde deutlich, dass die Erbauer dieser Moschee alte römische Bausubstanz verwendet hatten – eine Praxis, die überall im mediterranen und vorderasiatischen Raum geübt worden war.

Als wir das Gelände der Moschee betreten wollten, fand gerade eine Beerdigung statt. Eine erste Erfahrung mit einer fremden Religion. Zwar gab es in Deutschland schon türkische „Gastarbeiter“, doch von deren Religion bekam man in der Regel nichts mit. Über den Islam wurde, anders als heute, gar nicht gesprochen. Die Menge, ältere und jüngere Männer, dahinter eine Gruppe von Frauen, die meisten mit Kopftüchern, betete – die Handflächen nach oben geöffnet – vor einem Sarg, der mit einem grünen Tuch umhüllt war. Darauf waren arabische Schriftzeichen zu sehen, die ich in jenen Tagen noch nicht lesen konnte. Man trug den Sarg zum Grab und versenkte den Leichnam, eingehüllt in ein Tuch, in der Erde. Das Gräberfeld neben der Haci Bayram machte für unser Verständnis einen relativ ungeordneten, fast chaotischen Eindruck. Gräber, so erfuhren wir, sind für den Muslim nicht so wichtig wie für die meisten Christen. Wichtig ist, dass der Verstorbene innerhalb eines Tages unter die Erde kommt. Gepflegte Friedhöfe im europäischen Sinn gibt es zwar auch, doch sind sie eher die Ausnahme.

Einen merkwürdig uneinheitlichen Eindruck machte Ankara erst recht außerhalb der Altstadt. Man erkannte sofort, dass der neue Regierungssitz vor Jahrzehnten auf dem Reißbrett geplant worden war, im Wesentlichen von österreichischen und deutschen Architekten. Und die Gebäude trugen das architektonische Signum der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre. Sie waren zu ihrer Zeit modern, wirkten nun aber weitgehend gesichtslos. Böse Zungen bezeichnen auch das *Anit Kabir*, das monumentale Mausoleum Kemal Atatürks, das bis heute ein Sanktuarium ist und das geistige Zentrum des modernen Ankara darstellt, als von der faschistischen Architektur der dreißiger Jahre beeinflusst. Natürlich heißt die große Magistrale, welche die Stadt in zwei Hälften teilt, Atatürk Bulvarı. Am Ulus-Platz fotografierten wir das Reiterdenkmal für Atatürk, am Kizilay-Platz flanierten wir durch die Seitenstraßen. Davor erstreckt sich das Gelände der Universität, liegen der Bahnhof und das Opernhaus. In das Erstaunen und die Bewunderung darüber, wie das Türkenvolk all dies in nur wenigen Jahren geschaffen hat, mischte sich jedoch, wenigstens bei mir, ein wenig Zweifel ob der Künstlichkeit solcher „Stadtentwicklung“, die auch an so manche

künstliche sozialistische Ansiedelung erinnerte. Doch davon, der Künstlichkeit und Planung von Entwicklung und Kultur, wollen wir erst später in grundsätzlicherer Weise reden.

Um die Haci Bayram-Moschee herum und unterhalb der Zitadelle bekamen wir ein wenig Kontakt mit dem Volk, den einfachen Leuten. In Läden wurden Devotionalien angeboten, Tablettis mit den Schriftzügen, die Allah, Muhammad und anderes bedeuteten. Gebetsketten. Gebetskappen. Religiöse Schriften, kurze oder längere Traktate. Auch Schallplatten wurden angeboten, auf denen die populäre Arabesk-Musik eingraviert war. Schreiend bunt waren die Hüllen, die die betreffenden Sänger und Sängerinnen zeigten: künstlich erblondet die meisten singenden Damen, doch künstlich erblondet war auch Zeki Müren (1931–1996), der viele Jahre lang das Genre der populären Musik beherrschte. Wenn der Gebetsruf erscholl, wurden die Läden leer – etwa für eine halbe Stunde.

Außerhalb dieses Areals verlief ein völlig anderes Leben. Moderne Geschäftigkeit war zu spüren, in den Läden kauften schick gekleidete junge und alte Damen ein. Männer im Anzug oder in europäischer Alltagskleidung, oft mit Aktenköfferchen in der Hand, bestimmten das Straßenbild. Hier unterschied sich Ankara nicht oder kaum von einer x-beliebigen Stadt überall auf der Welt. Anziehende Punkte fanden wir nur wenige, selbst der großzügige Jugendpark (Gençlik Parki) machte einen sterilen, eben künstlich geplanten Eindruck. Und der Ulus-Platz war von hässlichen Zweckbauten umstellt. Unter Türken, so hörten wir, kursiere ein despektierlicher Spruch: das Beste an Ankara sei das Flugticket nach Istanbul.

Gediegener wirkte das Viertel, in dem sich die Botschaften befanden, unter anderem, am Atatürk Boulevard, auch die deutsche. Fuhr man noch weiter in die Höhe, so erreichte man Çankaya, wo Atatürk sein Gut bewirtschaftet hatte. Hier war die Luft entschieden besser als unten, wo ein unglaublicher Braunkohlesmog über dem steinernen Meer lastete. Oben gab es Grün und Bäume die Menge, und man hatte eine weite Sicht in die umliegende Steppenlandschaft.

Von der bekamen wir reichlich zu sehen, als wir weiterfuhren. Unser nächstes Ziel waren der Tuz Gölü, der Große Salzsee, und Kappadokien. Hier wurde Anatolien endgültig so, wie wir es uns vorgestellt hatten: eine kahle Hochebene, weitgehend unbewohnt, von nur einigen kleinen Dörfern unterbrochen, die von einem einsamen, meist weißen Minarett beherrscht wurden. Der Tuz Gölü schließlich war reine Wüste. Schmutzig grau oder braun, dazwischen blendend weiß bot sich diese Öde dem Betrachter dar. Eine Salzlake von beträchtlicher Größe. In Sultanhane stießen wir auf eine alte, aus der Seldschukenzeit stammende Karawanserei, die einen weithin verfallenen Eindruck machte. In dem

nahegelegenen Dorf sah man jede Menge Pluderhosen und farbige Kopftücher der Bäuerinnen. Eselskarren tauchten auf, eine unwirkliche Welt für uns deutsche Wohlstandsbürger. Die Gegend werde weitgehend von *Turkmenen* bewohnt, hörten wir. Von ihnen hatten wir noch nie gehört; und diejenigen unter uns, denen der Name nicht fremd war, wähten sie viel weiter im Osten, in Zentralasien. Wie kamen sie denn hierher, in das zentrale Anatolien? Die wilde, archaisch anmutende Landschaft verstetigte sich. Dann tauchten die ersten Tuffsteinkegel auf, das hieß, dass wir uns Kappadokien näherten. Wir kamen aus dem Stauen nicht heraus. Tausende und Abertausende dieser Kegel, Überbleibsel jener Gletscher, die vor Urzeiten jene bizarre Landschaft geformt hatten, bestimmten nun das Bild. Auf den Spitzen der Kegel ruhten Gesteins-Brocken, die mit dem Geschiebe der Gletscher transportiert worden waren; dann war das weichere Gestein darunter viel schneller erodiert im Laufe der Jahrtausende. Im Reiseführer stand noch immer zu lesen, Kappadokien ähnele einer „Mondlandschaft“. Doch das stimmte nicht: Man kannte, ein Jahr vor der Mondlandung der Amerikaner, schon Bilder vom Mond, die dessen materielles Antlitz viel weniger bizarr erscheinen ließen, als dies hier der Fall war. Kappadokien war viel wilder, viel weniger sanft und rund als die Mondoberfläche. Mit der grünen, üppigen, vom Wasser geprägten Umgebung Istanbuls hatte diese Türkei gar nichts zu tun. Hier war endgültig Asien. Zwar machten Ortschaften wie Uçhissar, Ortahissar, Ürgüp, Göreme und auch Nevşehir einen lebendigen Eindruck; doch war dies eine ganz andere Lebendigkeit als in Istanbul oder Ankara. Eine ländliche, eben provinzielle Lebendigkeit, deren Wirkungskreis rasch abgesteckt war. Einen nennenswerten Tourismus gab es dort noch nicht, man war als Fremder allein unter Anatoliern. Einen Esel kannte ich allenfalls aus Märchen, doch in Kappadokien sahen wir jede Menge dieser putzigen, aber als störrisch geltenden Grautiere, mit Heu oder anderen Materialien, wie Holz, schwer beladen; oder die Bauern ritten auf ihnen. Die Bevölkerung winkte uns freundlich zu. Ihre Kleidung erinnerte wieder an die Lektüre Karl Mays und anderer Schriftsteller, die – im Gegensatz zu dem sächsischen Eskapisten – diese Gegenden tatsächlich bereist hatten. Hier schien die Zeit stehengeblieben zu sein, und zum ersten Mal verstand ich, was es mit dem „orientalischen Zeitbegriff“ auf sich hatte. Im Wirtschaftswunderland herrschte damals schon eine Hektik, die hier, im anatolischen Hochland, noch nicht einmal in Ansätzen vorhanden war. Hier war die Zeit noch immer der billigste Rohstoff.

Darüber hinaus zeigte sich Kappadokien uns als uraltes Kulturland. Inmitten einer Region, die seit tausend Jahren muslimisch ist, stößt der Europäer hier – dies die einzige Verbindung zu Istanbul – auf die historischen Relikte des

Christentums. Manch einer mag sich sogar des heiligen Paulus erinnern, der mit den kappadokischen Gemeinden, wie mit den kleinasiatischen überhaupt, in Kontakt stand. Christliche Eremiten, auch Mönche und einfache Gläubige lebten später in Höhlenwohnungen, die sie in den weichen Tuffstein schlugen. Als Höhepunkte besuchten wir jene drei Höhlenkirchen, die man in das Gestein gemeißelt hatte; die Karanlık Kilise, die Elmali Kilise und die Tokali Kilise. Trotz jahrhundertelanger Verwitterung konnte man von der Buntheit, von der Intensität der Farben noch immer einen packenden Eindruck gewinnen. Freilich auch von der Zerstörungswut, die von manchen Eroberern Kleinasiens ausging. Insbesondere die religiös-figürlichen Darstellungen der christlichen Tradition waren davon betroffen.

Die gesamte Region von Göreme begeisterte uns. Es war die Zeit, da deutsche Touristen in der Regel Dia-Bilder anfertigten und diese nach ihrer Rückkehr Freunden und Bekannten in geselliger Nachmittags-Runde zu betrachten gaben. Einige wenige pflegten Schmalfilme zu machen, wofür die Landschaft und die Felsen-Kirchen Kappadokiens ideale Motive boten. Die Menschen eingeschlossen. Und die Daheimgebliebenen hatten wahrhaftig mannigfaltige Ursachen zum Staunen und Sich-Wundern.

*

Wenn man heute, Jahrzehnte später nach Kappadokien kommt, ist die Landschaft noch immer dieselbe, ragen die Tuffstein-Kegel noch immer in die Höhe. Doch die Region ist heute erschlossen, wie das im Jargon der planerischen Moderne heißt. Vor allem für den Tourismus. Zwar tummelt sich die Hauptmasse der Fremden noch immer an den lichten Küsten der türkischen Ägäis oder der türkischen Riviera um Kuşadası, Bodrum oder Antalya, hat wenig Lust auf die Kultur des Landesinneren; doch auch Kappadokien ist zum Anziehungspunkt für den Pauschal- und Massentourismus geworden. Die Straßen sind ausgebaut, die Höhlen-Kirchen restauriert, und in manche der Höhlen im Gebiet von Göreme und Ürgüp hat man Übernachtungsmöglichkeiten, ja ganze Hotels eingebaut – mit allen Bequemlichkeiten, die der zeitgenössische Tourist braucht oder zu brauchen vermeint. Der unvermeidliche Fortschritt, der den Türken natürlich zu gönnen ist wie allen anderen Menschen auch, hat die Orte und Dörfer doch verändert. Manche klagen darüber, manche nicht. Armut mutet nicht immer malerisch oder positiv-archaisch, also urwüchsig, an, sondern häufig auf brutale Weise ärmlich, ja unmenschlich. Der Zivilisationsmensch hat die Neigung, solche altertümlichen Zustände zu harmonisieren und zu idealisieren – nicht